Ostfriesische Seele aus Backstein

Architektur: Gulfhaus und Fehnhaus geben Ostfriesland ein architektonisches Gesicht



Architektur Gulfhaus und Fehnhaus geben Ostfriesland ein architektonisches Gesicht FOTO: ANDREAS UNTERBERG

IM NORDWESTEN. Neben dem satten Grün der Wiesen und den schwarz-bunt gefleckten Kühen ist eine weitere Farbe charakteristisch für die ostfriesische Landschaft, Rot. Roter Klinker bestimmt das Bild der Häuser, besonders in den alten Fehnkolonien. Eine besonders historische Bedeutung haben dabei die sogenannten Gulfhäuser, auch Ostfriesenhaus genannt, und Fehnhäuser. Zunächst lohnt sich ein kulturhistorischer Blick auf die Entstehung der Landschaft, denn sie bedingte auch die Entstehung der Architektur in Ostfriesland.

Rhauderfehn, Augustfehn, Petersfehn, Friedrichsfehn oder Großefehn. Sie alle enden auf die Silbe „fehn“. „Veen/Fehn“ steht dabei im Niederdeutschen für Moor. Besonders in den Landkreisen Leer, Emsland, Cloppenburg und Ammerland findet man diese Orte. Fehnkultur ist im eigentlichen Sinne eine Art Binnenkolonialisierung. Wenn es einen Idealtypus einer Fehnsiedlung gibt, dann besteht sie aus mehreren schiffbaren Kanälen, an denen die Häuser links und rechts aufgereiht stehen. Diese Kanäle wurden in Handarbeit mitten in die Moorlandschaft getrieben. Zunächst gab es einen Hauptkanal, die Hauptwieke, die zur Entwässerung des Moores und zum Abtransport des abgebauten Torfes diente. Davon abgezweigt errichtete man, je nach Lage und Größe der Siedlung, weitere Kanäle, die In-, Achter- oder Hinterwieken. So entstanden die heute kilometerlangen typischen Reihensiedlungen an den Kanälen.

Fehnhäuser sind nicht erst beliebt, seitdem sich Ostfriesen-YouTuber Wilke Zierden so eines kaufte und im Fernsehen aufwändig renovierte. Die Moorarbeiter wollten es nicht weit zur Arbeit haben. Die Siedler wohnten in Fehnhäusern direkt am Kanal, die karge Landschaft zwischen Moor und Deich war windumtost. Daher kommen Fehnhäuser typischerweise mit einem weit heruntergezogenen Dach daher, was Stabilität und Sicherheit signalisiert. Mit dem Gulfhaus haben sie gemein, dass sich im vorderen Teil der Wohnbereich befindet, im hinteren Teil Stallungen für das Vieh und Platz für die Heuernte.

Kurze Wege, Stallungen/Scheune im Hinterhaus (plattdeutsch: Achterenn) und Wohnbereich im Vorderhaus (plattdeutsch: Vörderenn) unter einem Dach. Das ist die Seele des Gulfhauses. Das Dach des Hinterhauses wird baulich weit herabgezogen, die so entstehenden Abseiten, (plattdeutsch: ūtkübben) lassen den Scheunentrakt breiter wirken. Das Zentrum des Hinterhauses bildet der „Gulf“, eine Lagerfläche für Heu, Ernte und landwirtschaftliche Gerätschaften. An der Seite des Giebels im Hinterhaus findet sich ein großes Scheunentor (plattdeutsch: Schküürdör), die Zugang zur Dreschdiele (plattdeutsch: Döschdeel) und den Gulfen auch mit Wagen ermöglicht, sowie eine kleinere Tür aus zwei Teilen (plattdeutsch: Messeldör). Die Dachlast wird bei diesem Bauwerk nicht von den Außenwänden getragen, sondern durch ein im Inneren liegendes Ständerwerk (plattdeutsch: Stapelwark). Viele sehr alte Gulfhöfe besitzen noch eine sogenannte Upkammer, also einen wegen eines darunterliegenden, halb oberirdischen Kellers höher gelegenen Wohnraum.



Das Museumsbauernhaus Neemann ist ein Fehnhaus aus dem Jahr 1825. In den 1990ern wurde es von der Gemeinde Westoverledingen gekauft, abgetragen und originalgetreu im Museumsdorf Grotegaste wiederaufgebaut. FOTO: ANDREAS UNTERBERG



Das Museumsbauernhaus Neemann ist ein Fehnhaus aus dem Jahr 1825. In den 1990ern wurde es von der Gemeinde Westoverledingen gekauft, abgetragen und originalgetreu im Museumsdorf Grotegaste wiederaufgebaut. FOTO: ANDREAS UNTERBERG

Während die meisten Fehnhäuser und Gulfhäuser heute nicht mehr mit Reet gedeckt sind, sondern mit klassischen Ton-Dachpfannen, erfreuen sich beide Häusertypen noch immer größter Beliebtheit. Der Typ „Fehnhaus“ hat sich zu einem architektonischen Baustil für Neubauten entwickelt. Gemütliches und stilvoll-authentisches Leben, damit werben viele Architekturbüros. Die Stallungen lässt man dabei natürlich weg. Die Scheunentrakte alter Gulfhäuser hingegen wurden in den letzten Jahrzehnten immer öfter zu Veranstaltungsorten umfunktioniert, wie etwa die Gulfhäuser Ostrhauderfehn und Driever, im Landkreis Leer.

Wenn Berater zu Lotsen im Wandel werden

Unternehmensberater navigieren durch Krisen und Fusionen

VON ANDREAS UNTERBERG

IM NORDWESTEN. Veränderung ist in der Wirtschaft längst kein Ausnahmezustand mehr, sondern Alltag. Ob durch Digitalisierung, neue gesetzliche Anforderungen, internationale Expansion oder strategische Neuausrichtung: Unternehmen müssen sich stetig anpassen. Besonders intensiv wird dieser Wandel, wenn es um tiefgreifende Eingriffe wie Fusionen oder Übernahmen geht. Hier stehen nicht nur Prozesse, sondern auch Menschen vor tiefgreifenden Herausforderungen. An diesem Punkt kommen externe Unternehmensberater ins Spiel – als Katalysatoren, Impulsgeber und Stabilitätsanker zugleich.

Oft fehlt es Unternehmen intern an Erfahrung mit solchen Transformationsprozessen. Denn auch wenn große Veränderungen in der Theorie planbar erscheinen, lassen sie sich in der Praxis selten ohne Reibungsverluste umsetzen. Berater bringen nicht nur das nötige Know-how mit, sondern auch den entscheidenden Blick von außen. Sie helfen dabei, Zielbilder zu definieren, Widerstände zu erkennen und strategische wie operative Maßnahmen in Einklang zu bringen.

Bei Fusionen und Übernahmen ist die Lage besonders sensibel. Nicht selten prallen Unternehmenskulturen aufeinander, Hierarchien werden neu gedacht, Aufgabenbereiche umverteilt. Das erzeugt Unsicherheit – auf allen Ebenen. Berater analysieren diese Dynamiken, identifizieren mögliche Konfliktlinien und entwickeln Lösungen, bevor sie eskalieren. Ihre Rolle ist dabei doppelt: Sie sind Sparringspartner für das Top-Management und gleichzeitig Übersetzer in Richtung der Belegschaft.



Fusionsalltag im Wandel – Wenn zwei Unternehmen zusammenwachsen, helfen Berater, Strukturen zu harmonisieren und Kulturbrüche abzufedern. FOTO: PIXABAY

Ein zentrales Werkzeug ist das sogenannte Change Management. Dabei geht es nicht nur um Veränderung auf dem Papier, sondern vor allem um Kommunikation, Beteiligung und Transparenz. Berater moderieren Workshops, gestalten Dialogformate, schulen Führungskräfte und begleiten interne Kampagnen. Ziel ist es, Vertrauen zu schaffen und den Wandel nicht als Bedrohung, sondern als Chance zu vermitteln.

Nicht zu unterschätzen ist die emotionale Komponente. Veränderung löst Ängste aus – vor Kontrollverlust, vor Überforderung, vor dem Verlust des Arbeitsplatzes. Auch hier übernehmen Berater eine wichtige Rolle: Sie schaffen Raum für Dialoge, nehmen Sorgen ernst und binden Schlüsselpersonen frühzeitig ein. Gerade in kritischen Phasen kann ihre Unabhängigkeit helfen, Spannungen zu entschärfen, die intern nicht mehr lösbar erscheinen.

Doch nicht jeder Beratereinsatz ist erfolgreich. Entscheidend ist die Passung zwischen Beraterprofil und Unternehmenssituation. Während manche Projekte eine analytisch-strategische Ausrichtung verlangen, erfordern andere ein hohes Maß an Empathie und Moderationsfähigkeit. Auch die Dauer der Begleitung variiert stark: von punktuellen Impulsen bis hin zu mehrjährigen Transformationsprozessen.

Im besten Fall agieren Berater nicht als Fremdkörper, sondern als integrativer Bestandteil des Veränderungsprozesses. Dazu gehört auch, sich überflüssig zu machen – indem Kompetenzen aufgebaut, Verantwortlichkeiten geklärt und Prozesse so gestaltet werden, dass das Unternehmen auch nach dem Beraterabgang stabil weiterarbeiten kann. Gute Berater schaffen Strukturen, die bleiben.

Die Nachfrage nach dieser Art von Begleitung steigt. Nicht nur Konzerne, auch mittelständische Betriebe erkennen zunehmend, dass Veränderungsprozesse professionell gesteuert werden müssen. Angesichts des Fachkräftemangels, der digitalen Transformation und globaler Unsicherheiten werden Change-Kompetenz und externe Expertise zu einem zentralen Wettbewerbsfaktor.